-Düsseldorfer Sonntagsblatt-

Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt

Nr. 29 Sonntag, den 20. Juli 1913

Durch Sturm und Wetternacht.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Verdruß über das Liebespaar, das Otto Götzmann vorhin gesehen, wurde durch die Aussicht auf des Onkels baldiges Dahinscheiden einigermaßen ausgeglichen. Ihm sollte der Alte nichts vormachen mit seiner leichten Erkältung. Jeder wußte es ja, daß der Geizkragen, der sich kaum einen Löffel Suppe gönnte, es bei seiner unsinnigen Lebensweise nicht lange machen würde. —

Schon vor dem etwas versteckt hinter hohen Eichen liegenden Schloßhof empfing den Inspektor eine ausgelassene Schar junger Damen, mit denen er auf sehr gutem Fuß stehen mußte. Baronesse Adda, das kokette Schloßfräulein mit den allzeit verliebten blauen Augen war das in Begleitung ihrer adligen und bürgerlichen Freundinnen aus der Stadt.

„Heute wird noch getanzt, Herr Götzmann!" riefen ihm einige der Mädchen schalkhaft zu. „Sie dürfen uns nicht entwischen. Sind wieder Hahn im Korbe."

Er schwang sich elegant aus dem Sattel, begrüßte zunächst mit Handkuß und tiefer Verbeugung seine junge Herrin, dann jede einzelne der andern, es dabei nicht an Artigkeiten und etwas kecken Schmeicheleien fehlen lassend, und stellte sich ganz zur Verfügung. Die Baronesse, eine Blondine von fast zu üppigen Körperformen, sonst aber nicht unschönem Gesicht, lächelte ihm gnädig zu, nannte ihn einen unverbesserlichen Schwerenöter und befahl ihm dann, sich ihnen anzuschließen, was er gern tat. — — — — — — — — — —

Der Prozeßgötzmann wankte noch lange, nachdem sein Neffe ihn verlassen hatte, mit unsicheren Beinen in seiner unwirtlichen Wohnstube auf und ab. Heute fühlte er sich wirklich ernstlich krank, der Kopf schmerzte ihm gewaltig, bleischwer lag es ihm in allen Gliedern, im Magen und im Kreuz stach es ihn wie mit Messern, kurz, er war ein elender Mensch. Und dann huschte es ihm aus allen Winkeln wie dunkle Schatten entgegen; seine umschleierten Augen sahen Gespenster, in den Ohren sauste und tönte es ihm, als hörte er Sturmgebraus und Glockengeläut; er fieberte, sank schließlich erschöpft auf sein Lager und verfiel in einen von ängstlichen Träumen beunruhigten Schlaf: Die schwarzen Schatten tauchten immer wieder auf, sein Weib, das er einmal in Nacht und Graus hinausgestoßen und das seinen Tod im Wintereis gefunden, trat anklagend vor ihn hin, und dann folgten viele, viele, denen er ebenfalls einmal schweres Unrecht zugefügt, zuletzt der alte Rode. Alle forderten ihr Recht von ihm, alle erhoben ihre Stimmen gegen ihn, und als er schließlich erwachte, da lag er in Schweiß gebadet unter seiner Decke und fühlte sich gänzlich zerschlagen. Sollten das die Vorboten des Endes, der dunklen Ewigkeit sein? Aber fort mit solchen Gedanken! Unsinn, nichts als eine kleine Erkältung! — In der Kiste am Ofen befand sich noch eine halbe Flasche Rum. Aus der tat er einen tiefen Zug, und nun würde es schon besser werden.

— — — — — — — — — —

Als Anna Reuter am Montag zur üblichen frühen Stunde das Geschäftshaus der Firma Hirschfeld u. Müller betrat, da standen die Arbeiter mit ernsten Mienen auf dem Flur und es herrschte eine Stille, wie man sie hier nicht gerade gewöhnt war.

„Wissen Sie es noch nicht?" fragte einer der Leute sie im Flüsterton, und fügte dann ebenso leise hinzu: „Der Alte ist die Nacht gestorben. — Schlaganfall."

Sie zuckte zusammen und wurde bleich.

„Tot!? Wie ist das möglich?"

Aber es war so, und wo er jahraus jahrein gesessen an seinem Pult, der fleißige Mann, wo er so manches Mal zu ihr wie ein väterlicher Freund gesprochen, da erschien diesen Vormittag niemand, der Platz blieb leer. Erst gegen Mittag betrat im langschößigen schwarzen Rock der häßliche Louis Hirschfeld mit den großen Augen und Ohren und der langen Nase das Kontor. Er befand sich in größter Aufregung, hatte Fieberflecke im sommersprossigen Gesicht und machte ganz den Eindruck eines Menschen, der sehr viel vorhat.

Als er die schöne Buchhalterin, die ihm bisher immer scheu aus dem Wege gegangen war, so in seiner nächsten Nähe sah, ohne Zeugen, da dankte er ihr für ihre Beileidskundgebung mit verschmitz-

Graf Zeppelin, der seinen 75. Geburtstag feierte.

nem Lächeln, hielt ihre weiche, weiße Hand weit länger als nötig war in seiner naßkalten, ungeschickten Rechten und sagte mit seiner unschönen Stimme:

„Ist schlimm, so ein plötzlicher Todesfall. Und der Großvater war ein guter Mann, ein herzensguter Mann. Aber die Jahre sind da, wir kommen alle mal dran, mein schönes Fräulein. Nun bin ich Geschäftsleiter. Es geht alles durch meine Hände, denn der Müller ist zu nichts mehr. Sie werden es besser kriegen bei mir, Fräuleinchen."

Sehr energisch befreite Anna sich von dem allzu innigen Händedruck dieses ihr höchst unsympathischen Menschen und erwiderte kurz:

„Ich wünsche keine Änderung, Herr Hirschfeld. Was Ihr Herr Großvater von mir verlangte, war recht und billig. Er behandelte mich stets anständig, wie ich es beanspruchen konnte."

Dabei warf sie den schönen Kopf ein wenig in den Nacken und richtete sich hoch auf, so daß sie bequem über des neuen Prinzipals massigen Schädel mit den roten Haarstoppeln hinwegsehen konnte.

„Scheint ja verteufelt spröde zu sein," dachte der neue Herr ziemlich enttäuscht, griff nach einigen Büchern und fegte wieder hinaus, sie allein lassend mit ihrer Arbeit und allerlei trüben Gedanken. —

„Mit dem Menschen wirst Du niemals auskommen," seufzte sie still vor sich hin. „Er hat nichts Feines, er begegnet dir nicht mit der Achtung, die auch einem armen Mädchen gebührt. Für was hält er dich eigentlich? Was sollte der Händedruck? Wenn er selbst unter dem Eindruck eines solchen Ereignisses Lust zu Schmeicheleien und albernen Redensarten hat, dann mag ich ihn zu anderer Zeit nicht in meiner Nähe sehen. Und wie wird es Heinrich ergehen? Zweifellos verlangt Louis Hirschfeld die Schuldsumme, um die sein Großvater niemals gedrängt haben würde, ohne Gnade sobald wie möglich zurück. O Gott, nun gibt es keinen Helfer mehr in der Not! Wie soll das werden, wie wird das enden! — Armer Schatz, armes Mütterchen!" — — —

Reichstagsabgeordneter Graf Kanitz,
Führer des Bundes der Landwirte †.

3. Kapitel.

Es kam, wie Anna befürchtet hatte: Ihr neuer Prinzipal erlaubte sich Dreistigkeiten gegen sie, die sie sich sehr ernstlich verbat. Seitdem wurde sie geradezu roh behandelt, mußte doppelte Arbeit leisten und fand nicht die mindeste Freude mehr in ihrem schweren Beruf. Ihrem Bräutigam aber wurde das ihm vom verstorbenen Hirschfeld geliehene Geld sofort gekündigt und er befand sich wieder ganz und gar in des Prozeßgötzmanns Klauen. O, wie er diesen Wucherer haßte, der jetzt alle Hebel in Bewegung setzte, um ihn von Buchenhof zu vertreiben! Es gab Stunden, zu denen Frau Reuter und Anna in ihm den ruhigen, besonnenen Mann ganz und gar nicht wiedererkannten. Es schien dann, als hätten die Sorgen und der Haß auf den schurkigen Nachbarn seine Sinne gänzlich verwirrt, und seine sanfte Braut versuchte vergebens, ihn zu beruhigen. Auch heute, an einem regnerischen Novembertage, als er abermals in gereiztester Stimmung von Tannenbruch zurückgekehrt war, erging er sich in sehr unüberlegten Drohreden und Scheltworten, um seinem gepreßten Herzen Luft zu schaffen.

„Ich glaube, ich wäre fähig, den Schurken niederzuschießen, wenn ich ihm draußen begegnete!" rief er mit zornbebender Stimme aus. „Mag das auch Sünde sein, so ein Vampyr ist ja schlimmer als die tollste Bestie. Er bringt mich um meinen Verstand. Gebt acht, es kommt zu einem Prozeß um den See. Dokumente, durch die ihm von altersher die Fischereigerechtigkeit zusteht, hat er schon bei der Hand. Aber ich gebe nicht nach. Wehe ihm, wenn ich ihn draußen einmal so ganz unter vier Augen sprechen dürfte! Da soll er noch im Staube kriechen vor mir, da — —"

„Um Gottes willen, liebster Schatz, doch nur nicht so laut," redete Anna ihm zu mit ihrer sanften Stimme, beide Hände um seinen starken rechten Arm schlingend, den er mit geballter Faust ausstreckte, als hielte er seinen Todfeind bereits am Kragen. „Die Leute hören Dich, Heinrich! Versündige Dich nicht. Gott ist Richter."

Aber das wilde Seemannsblut, das in seinen Adern kochte, ließ sich nicht bändigen. Man hätte ihn für betrunken halten können, und das Gesinde auf dem Hof, das seine mächtige Stimme hörte, tat es auch. Erst als der alte Wert ebenfalls beschwichtigend auf ihn einredete, wurde er ruhiger und erzählte zusammenhängend, welch neuen Schelmenstreich der Prozeßgötzmann ersonnen. — Erklärlich war seine Aufregung wohl unter solchen Umständen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ja, sobald er sich wieder leidlich gesund fühlte, sann der alte Prozesser von neuem auf unredliche Geschäfte. Durch Lug und Trug Geld zu erraffen, war ihm ja zum Lebenszweck geworden. Nach der Unterredung, die er heute mit dem jungen Rode gehabt, fühlte er sich indessen keineswegs behaglich. Was dieser Mensch ihm im Zorn ins Gesicht geschleudert, das hatte vor ihm noch keiner gesagt.

„Sie sind ein alter, gebrechlicher Mann, der dem Grabe nahe steht. Belasten Sie Ihr Gewissen darum nicht mit neuer Schuld. Die Stunde der Abrechnung ist vielleicht nicht mehr fern." —

Was für Worte! Lag darin nicht eine schwere Beleidigung? Aber warum sich ärgern über so ein Gewäsch!

„Ha, Bursche, Du willst mich wohl gar dadurch ins Bockshorn jagen? Das soll Dir nicht gelingen! Auf dem See hast Du nichts mehr zu suchen!"

So rief er, die mageren, skelettartigen Hände wie Krallen vor sich haltend, laut aus in seinem lebhaften Gedankenflug. Und dann verspürte er auf einmal wieder jenen fürchterlichen Kopfschmerz, der ihn zur Verzweiflung bringen konnte, das Stechen im Rücken, die Schwere in allen Gliedern. Gestalten, finstere Schatten huschten wieder vor seinen sich trübenden Augen dahin, und in den Ohren brauste und tönte es wie Sturm und Glockengeläut.

„Da sitzt etwas in deinem Kopf, vielleicht ein Geschwür," sagte er zu sich selber, sich wimmernd aufs Lager werfend. „Du mußt doch zum Arzt. Der Schmerz ist unerträglich."

Und am nächsten Tage suchte der alte Prozeßgötzmann zum erstenmal, seit er erwachsen, einen Doktor auf, nein, nicht einen, sondern gleich zwei nacheinander. Beide sollten ihn ganz genau untersuchen und ihm die volle Wahrheit über seinen Zustand sagen. Der eine tat es in sehr rücksichtsvoller, zarter Weise, der andere gerade heraus und unverblümt. Beider Urteil aber stimmte im wesentlichen überein und hatte für den Patienten rein gar nichts Tröstendes: Sein Leben könne nur noch nach Monaten zählen, ein schweres Gehirn- und Rückenmarksleiden sei die Ursache seiner Schmerzen und seines bedauerlichen Zustandes. Helfen könne da kein Arzt, höchstens ein kleinwenig Linderung verschaffen. — — —

Wieder saß Götzmann, wie er so oft gesessen, wenn er böse Pläne geschmiedet, mit gestütztem Kopf die ganze Nacht hindurch an seinem Tisch und überlegte etwas:

„Im besten Fall noch bis zum Frühjahr. — Und die Qual wird immer größer. Keine Rettung, rein gar keine, das fühlst du ja selber. Was soll denn so ein Jammerleben? Nein, dann viel lieber heute schon tot! Otto ist dann dein Erbe, dieser Verschwender, der deinen Tod nicht abwarten kann. Wie würde er triumphieren! Der Buchenhof fällt ihm in kurzer Zeit auch zu, er darf den Großgrundbesitzer spielen und du — du hast nichts mehr als ein Häuflein Erde. — Was sagte Heinrich Rode doch von der Stunde der Abrechnung? Unsinn, an so etwas glaubt kein vernünftiger Mensch!"

Wieder der Kopfschmerz, dieses unerträgliche Stechen. Alles Denken verging ihm für längere Zeit, er hüllte den Kopf in weite Kissen, trank von der Beruhigungsmedizin weit mehr, als vorgeschrieben war, ohne Linderung zu verspüren. So ging das diese Nacht, so blieb es den nächsten Tag und die folgenden ebenfalls. —

Da stand des geplagten Mannes Entschluß felsenfest, und schon war sein letzter Plan ersonnen. Otto sollte nicht sein Alleinerbe werden. Einen Teil seiner Schuld wollte er, getrieben von einem ungewissen Angstgefühl vor Dingen, an die er nicht glauben mochte, von denen er aber nicht los kam, gutzumachen suchen. Er setzte sich also hin und schrieb auf einen großen Bogen sein Testament. Was ihn in den Tod trieb, stand vorneweg geschrieben. Wohl ein Dutzend Leute bedachte er in seinem letzten Willen mit mehr oder weniger großen Summen Geldes, Heinrich Rode mit vollen 10 000 Mark. „Habe ich unrecht an diesen Menschen oder an ihren Eltern getan, so mag, was ich ihnen hierdurch zurückgebe, als Entschädigung dienen," setzte er mit großer Schrift darunter. Seinem Neffen Otto verblieb an barem Gelde nur ein ganz geringer Rest. Dafür fiel ihm aber das Grundstück mit allem Zubehör zu. —

So, nun war dieses Werk vollbracht; Götzmann steckte das Schriftstück in einen Umschlag, versiegelte ihn und schrieb die Adresse des Amtsgerichts darauf. Da gerade kein zuverlässiger Bote zur Stelle zu schaffen war, der ihn zur Post hätte tragen können, so legte er den mit einer Freimarke versehenen Brief einfach auf das Brett eines kleinen, geöffneten Kammerfensters. Da würde der gegen Abend kommende Postbote ihn finden und mitnehmen, wie er es gewöhnlich mit Götzmanns Briefschaften zu tun pflegte. Er war so instruiert. Und nun suchte der Lebensmüde aus einem Kasten einen alten, verrosteten Revolver hervor, säuberte ihn, lud ihn und steckte ihn zu sich. Dann verbrannte er die gefälschte Urkunde, nach der ihm Fischereigerechtigkeit im Buchenhofer See zustand, verließ sein Haus und begab sich

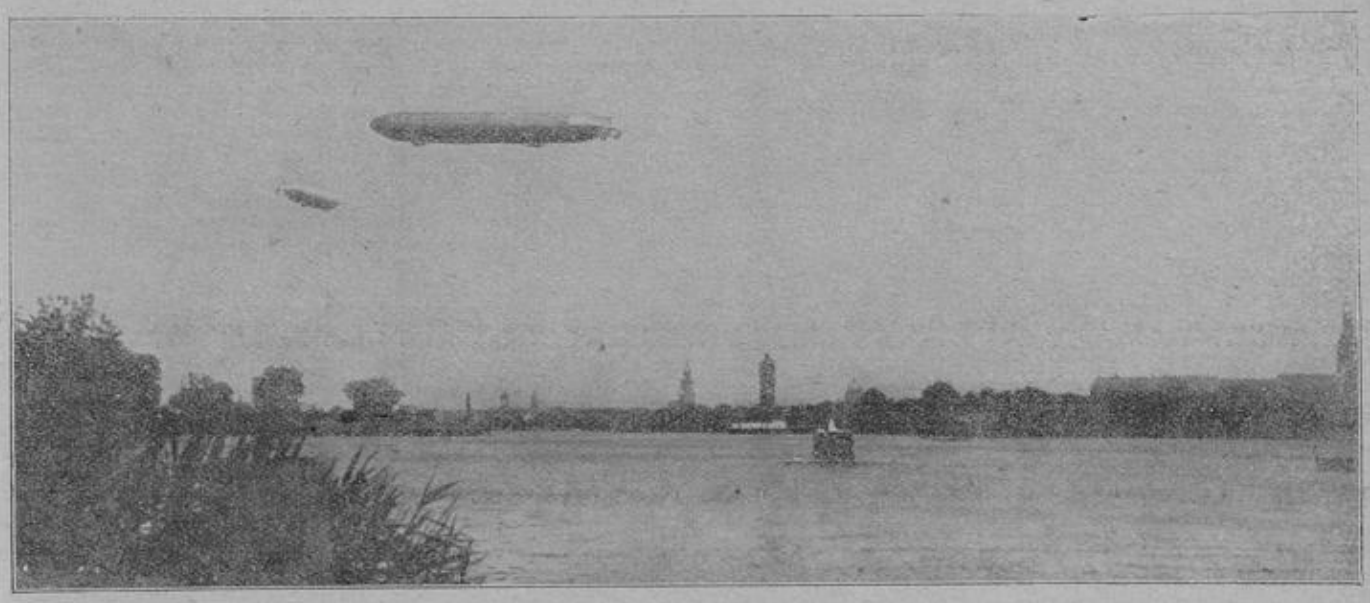
wie in gesunden Tagen, aufs Feld, ohne eine Menschenseele etwas von seinem Vorhaben ahnen zu lassen. Man hätte ihn ja sonst daran hindern können. Ein paar mit Pflügen beschäftigte Knechte wunderten sich, daß ihr Herr heute weit rüstiger dahinschritt als die letzten Tage, und einer von ihnen meinte:

„Der Alte ist zäher als eine Katze und erholt sich nochmal vollständig." —

Am Rohrsee machte Götzmann halt. Das Ufer fiel an dieser Stelle steil ab, und das Wasser mußte unten sehr tief sein. Des Unglücklichen Absicht war, sich, hart am Abgrund stehend, eine Kugel in die Schläfe zu jagen, die ihn in die Tiefe hinabschleudern mußte, so daß er, falls die Schußwirkung nicht auf der Stelle tödlich wäre, im See bestimmt den Tod finden würde. —

Der Schuß kracht. Aber, da des Selbstmörders Hand stark gezittert hat, so dringt die Kugel nicht mitten ins Gehirn, sondern streift es nur und fliegt hinter dem linken Ohr wieder hinaus. Immerhin ist der Schuß tödlich. Doch der Schwerverletzte stürzt nicht rücklings in die Tiefe, taumelt vielmehr einen Schritt vorwärts, bricht dann zusammen, schleudert im Todeskampf die Waffe von sich, daß sie platschend ins Wasser fällt und gibt nach kurzem Ringen seinen Geist auf. — — — — — — — — — —

Heinrich Rode hatte am Morgen des heutigen Tages schweren Herzens seine beste Kuh verkaufen müssen, um die Summe Geld zusammenzubekommen, die er Götzmann spätestens morgen abend auszahlen mußte. Voller Ingrimm begab er sich denn jetzt schon nach Tannengrund, um die dreihundert Mark los zu werden. Das Haus war verschlossen, und auf dem Hof schien keine Menschenseele zu weilen. Müde setzt er sich auf eine wackelige Bank vor der Tür, um ein Weilchen zu warten. Da niemand kam, entfernte



Abfahrt der Luftschiffe „Sachsen" und „Viktoria Luise" von Potsdam nach Leipzig.

er sich wieder. Die Knechte auf dem Felde sagten ihm, ihr Herr sei nach dem Rohrsee gegangen. So schlug er diesen Weg ebenfalls ein, kam hart an der Stelle vorüber, wo sein Todfeind, der ihm nun nicht mehr schaden konnte und ihm in der letzten Stunde noch einen ganz unschätzbaren Dienst erwiesen, entseelt in seinem Blute lag. Er sah ihn nicht, denn hohes Heidekraut und Ginster verbargen den Toten seinen Blicken. —

Nicht viel später kam Otto Götzmann in Begleitung des Schloßförsters ebenfalls am See vorüber, und der ihnen folgende Jagdhund lenkte plötzlich durch lautes Bellen ihre Aufmerksamkeit auf sich.

„Da liegt sicher ein verendetes Stück Wild," sagte der Jäger und begab sich sofort zur Stelle, wo das Tier ununterbrochen kläffte. — Er findet den Toten, erkennt sofort den Prozeß-Götzmann, sieht die Schußwunde an seinem Kopf und ruft in höchster Überraschung aus:

„Ein Mord! Kommen Sie, Herr Inspektor, kommen Sie! — Ihr Onkel!" —

Ja, ein Mord, anders war es nicht denkbar. So schnell ihre Beine sie nur tragen konnten, liefen beide Männer, nachdem sie sich von ihrem Schreck erholt, zum Heinersdorfer Gendarmen, machten ihm Mitteilung und kehrten in seiner und des Gemeindevorstehers Begleitung gleich wieder zur Mordstelle zurück.

Eine Stunde später befand sich auch eine Gerichtskommission aus der Stadt am grausigen Tatort. Ein Protokoll wurde aufgenommen, die vorüberführenden Fußspuren mußte der Gendarm genau ausmessen, man erwog allerlei Möglichkeiten, hielt Selbstmord, zumal keine Waffe in der Nähe lag, für ausgeschlossen, und der Amtsrichter ordnete an, daß die Leiche einstweilen in sicherem Gewahrsam im Dorf untergebracht würde. Otto, als nächster Angehöriger, eilte nach Tannengrund, um zum Transport einen Wagen heranzuschaffen. — — — — — — — — — —

Etwa zehn Minuten bevor der Inspektor den Hof erreichte, schlich der grüne Kunz um das Haus herum, spähte vorsichtig nach allen Seiten, entdeckte nichts Verdächtiges und hielt die Gelegenheit für günstig, einmal des Geizhals' Geldkassette zu revidieren. Es mußte sich, wie er in Erfahrung gebracht hatte, eine größere Summe darin befinden, und mit seinem neuen Gerät hoffte er den morschen Schrank, in dem sie verborgen zu werden pflegte, mühelos öffnen zu können. Die Haustür war verschlossen, aber das Fenster zur Wohnstube, dessen schadhafte Scheiben der unvorsichtige Hausherr mit Papier beklebt hatte, ließ sich schnell aufreißen. Trotz seiner Gicht stieg Kunz sehr behende durch dieses in die Wohnstube. Aber gerade jetzt kam Otto Götzmann auf den Hof und rief sehr laut nach dem Kuhhirten. Das übrige Gesinde befand sich noch auf dem Felde. Schnell wie der Wind entwischte der Spitzbube da wieder und suchte einen Unterschlupf in dem am Hause stehenden Schuppen. Von dort aus konnte er genau beobachten, was auf dem Hof vor sich ging. —

Während der Kuhhirt aufs Feld eilte, um einen der Knechte mit seinen Pferden zu rufen, schritt Otto hastig vor dem Wohnhause auf und ab. Regte ihn der unnatürliche Tod seines Onkels auch auf, so unterschied er sich doch in nichts von Louis Hirschfeld. Die Freude an dem ihm jetzt sicheren Erbe überwog alle andern Gefühle in ihm.

Nun fielen seine Blicke auf das kleine Kammerfenster, in dem der Brief lag. Der entging ihm nicht, und neugierig griff er danach: „An das Kgl. Amtsgericht zu Heilberge," lautete die Adresse, die er trug.

„Was soll das? Merkwürdig! Vielleicht ist der Inhalt auch für dich von Wichtigkeit," schoß es ihm durch den Kopf, und schon hatte er den versiegelten Umschlag geöffnet. Sein von der Erregung gerötetes Gesicht wurde bleich, während er las, und die Hände zitterten ihm.

„Also nicht ermordet ist er. Selber hat er sich das Leben genommen!" keuchte er dann, den Inhalt zum zweitenmal prüfend. „Und das soll ich alles herausgeben? Wieviel beträgt die Gesamtsumme? — Fast hunderttausend Mark? Zehntausend bekommt Heinrich Rode? O, das könnte dem passen! Dann ist er ja fein heraus und kann morgen schon Hochzeit halten, der Bursche, den ich auf den Mond wünsche, der mir das Mädel fortgeschnappt hat." —

Aber da erschien der Briefträger. Schnell also fort mit dem Schriftstück. Um nicht in seiner Aufregung gesehen zu werden, trat Otto hinter den Schuppen und beinahe hätte er den am Boden kauernden Kunz bemerkt. Der Postbote warf einen Blick ins Kammerfenster, sah nichts drinnen, legte die Zeitung hinein und ging eilig weiter.

Otto zog den Brief wieder hervor, wurde sehr nachdenklich und sagte dann zu sich selber:

„Du müßtest ja ein Narr sein, wenn du einen Heller von deinem Erbe herausrücken wolltest. Niemand ahnt etwas von dem Testament. Du vernichtest es. Schnell, auf der Stelle! Mag dann alles gehen, wie es will. Dich kann niemand für den Mörder halten, denn du warst den ganzen Tag auf dem Felde bei den Leuten. Vielleicht findet man die Waffe ja auch noch, mit der er sich erschoß." —

(Fortsetzung folgt.)

Hanns Theobold im Examenhäuschen.

Von M. Else Albers.

(Nachdruck verboten.)

Wie lange der Herr cand. phil. Hanns Theobald Burmester nun schon studierte, wußte keiner genau. Tatsache war, daß Hanns Theobald seit vierzehn Semestern in dem gemütlichen Häuschen der Witwe des Anatomiedieners Hamberg wohnte und es sich gut sein ließ. Seine Freunde, die mit ihm auf die Universität gekommen waren, hatten längst die bunte Mütze mit dem mehr oder minder soliden Philisterhut vertauscht und waren Oberlehrer und Assessoren geworden. Nur sein Intimus, cand. med. Rudi Bertelsmann hielt getreulich mit ihm aus und widerstand beharrlich allen Examensanfechtungen.

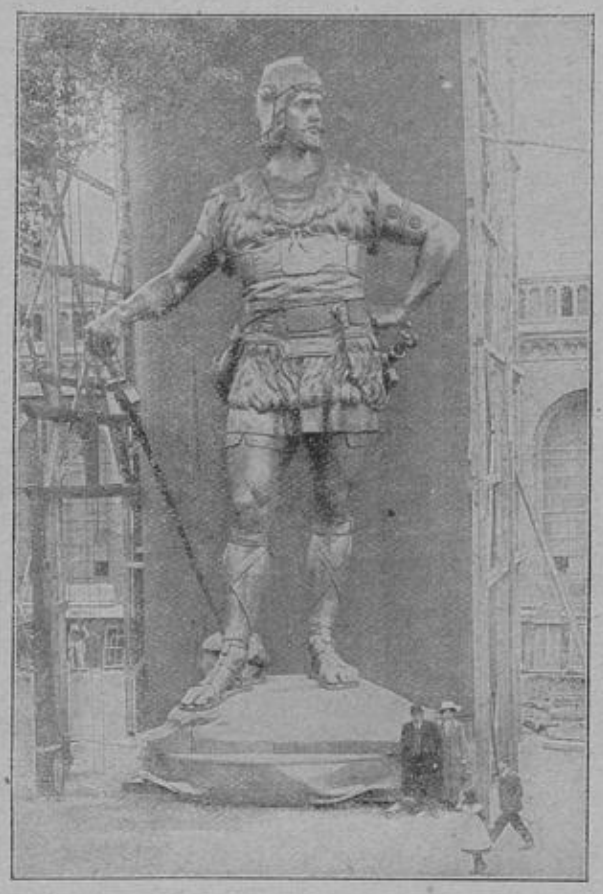
Dumm von Natur war Hanns Theobald nicht, aber desto fauler. Er arbeitete wenig und höchst ungern. „Ich liebe die Katzen", pflegte er behaglich zu sagen, „sie scheinen mir das Urbild von Faulheit und Aristokratentum zu sein und halten es unter ihrer Würde zu arbeiten."

Im stillen dachte er: „genau wie ich," sagte es jedoch nicht laut, denn seine Bekannten hatten diese Meinung schon oft in etwas veränderter Form kund getan indem sie z. B. sagten: „Hanns Theobald ist einfach der größte Faulpelz unserer Zeit."

Das war bitter, aber er konnte auch das zu seinen übrigen Sorgen noch tragen.

Denn Sorgen hatte er schließlich auch. Da war der alte Herr, der ab und zu eine energische Mahnung sandte und ihm drohte, die Gelder entziehen zu wollen. Dann schrieb Hanns Theobald eine ergreifend reuevolle Epistel nach Haus, und er hatte wieder Ruhe für einige Zeit. Und — das Examen mußte er ja doch einmal machen. Als im vergangenen Jahre die Wahrscheinlichkeit für einen Krieg sehr hoch war, hatten sich Hanns Theobald und Rudi zur Staatsprüfung gemeldet. Viel gearbeitet hatten beide nicht, aber sie hatten einen listigen, schwarzen Hintergedanken.

Der Krieg mußte auf jeden Fall kommen, denn die Spannung war zu groß. Entweder wurden sie nun totgeschossen und dann wäre es schade um die vergebliche Zeit der Arbeit gewesen oder — was ihnen schließlich doch noch lieber war — sie kamen mit Ruhm bedeckt nach Hause und dann konnte doch kein Professor erwarten, daß sie der Vorbereitung noch einmal ihre kostbare Zeit widmen sollten. Nach Fug und Recht mußte man alsdann die tapferen Krieger und klugen Helden für reif erklären und ihnen das Examen als bestanden schenken. Leider ging aber das Kriegsgespenst ruhig vorüber, wenn Hanns Theobald und Rudi auch fluchten. Es tat ihnen den Gefallen nicht. Einige Zeitlang sahen sie nun mit trüben Augen in die Zukunft, bald aber hellte sich der Himmel wieder auf, denn den Dummen und Faulen fällt das Glück ja stets in den Schoß.



Die Frithjofstatue, das Geschenk des Deutschen Kaisers für Norwegen.

Frau Hamberg, die sorgende Wirtin, besaß, wie schon oben gesagt, ein nettes Häuschen mit einem Garten. Dieses Häuschen war also soweit recht nett und wohnlich, nur daß es der Stadtverwaltung durch sein etwas vorwitziges Heraustreten aus der Straßenfront schon längere Zeit Ärger bereitete. Mit seinem Vorgarten verunzierte es nach dem Urteil der hochweisen Stadtväter, deren ästhetisches Gefühl und Kultur nicht anzuzweifeln ist, die schöne, gerade Linie der Straße. Also mußte es fort.

Nur ging das nicht so leicht.

Frau Hamberg hing aber nicht nur an ihrem Besitztum, wo sie geboren war und mit ihrem seligen Anatomiediener gewohnt hatte, sondern sie war auch eine listige Studentenmutter, die ihren Mietern gern half wo sie konnte.

Als die Stadt ihr nun gar keine Ruhe ließ, erfand sie folgendes: Sie machte ein Testament.

Testamente machen auch andere Leute? Ganz recht, aber nicht immer solch ein verzwicktes, boshaftes Kunstwerk wie Frau Witwe Hamberg.

Drei Tage und Nächte brüteten sie, Herr Hanns Theobald und Rudi über diese Infamie, die ein Jurist nicht besser ausklügeln konnte. Eigentlich waren die beiden studierenden Jünglinge ja auch halbe Juristen, denn wer so viel mit Gläubigern, Pfändungen und Klagen umzugehen hat, bekommt bald ein reges Interesse am deutschen bürgerlichen Gesetzbuch.

Also — das Testament!

Frau Hamberg bestimmte — daß sie nach ihrem Tode das Grundstück kostenlos der Stadt vermache unter der Bedingung ... Und diese Bedingung war es, die die erste, auflodernde Freude der Stadtväter rasch dämpfte und zu einer Kette fortlaufenden Ärgers wurde.

Die Klausel war: unter der Bedingung, daß der zurzeit im Hause wohnende Studiker erst sein Examen gemacht haben müsse.

Das klingt harmlos für den, der nicht eine gewisse Sorte unserer Musensöhne kennt, die einen wahren Schrecken vor dem Worte Examen haben.

Unter Umständen konnte kurz vor dem Abgang der guten Frau ein junger Fuchs einziehen, der sich auch zu einem solchen Faulpelz entwickelte und das Haus konnte noch zehn, zwölf Jahre dastehen.

Es graute dem Stadtkollegium vor dem Rattenkönig von Verwicklungen. Vorläufig dachte die edle Dame noch nicht ans Sterben und Hanns Theobald nicht ans Examen.

Er hatte zu ruhiges Blut. Es muß ja schließlich auch solche Leute geben. Des Kontrastes wegen.

Hanns Theobald und Rudi kamen in den Mittelpunkt des Interesses der Stadtväter, obwohl sie versuchten, ihnen aus dem Wege zu gehen.

„Darin bin ich eigen," erklärte Rudi, „damals die Affäre mit der Wache hat mich zu sehr geärgert. Weißt Du, als die Polypen mich einsteckten und ich mich bei dem Stadtrat Berg beschweren wollte, hat mich der Kerl noch ausgeschimpft dazu. Ich möchte nur wissen, was die Leute jetzt von uns denken."

Man machte ihnen förmlich den Hof. Auf der Straße wurden sie oft von Mitgliedern des Stadtkollegiums angesprochen und nach ihrem Befinden befragt, was die Studien machten und das Examen.

Hanns Theobald stellte sich dumm und reagierte nicht auf die zarten Anspielungen. Rudi aber fuhr ab und zu aus und gab bissige Antworten.

Eines Tages war es mit ihrer Wirtin zu Ende. Sie starb eines seligen Todes.

Die alte Marie, das Dienstmädchen, trat an ihre Stelle und versorgte die Studenten weiter. Sonst änderte sich nichts im Haushalt. Selbst die beiden Wolfshunde und der Kater verblieben ihnen.

Nun trat ein förmlicher Wettkampf ein zwischen den Stadtvätern. Einer wollte dem andern den Triumph fortschnappen, die Leute zum Examen gebracht und anschließend daran die Stadt verschönert zu haben.

Stadtrat Berg lud sie zu seinen Abendgesellschaften ein. Hanns Theobald und Rudi weigerten sich nicht, denn erstens hatte der Alte eine hübsche Tochter und dann — famose Liköre.

Aber gearbeitet haben sie deswegen doch nicht. Sie fuhren fort, Motorbootfahrten zu machen und bei Bellinghausen Bowlchen zu trinken, und selbst die Aussicht auf eine eventuelle Heirat in die Familie des Stadtrats Hoff konnte sie nicht zum Examen treiben.

Wie schon oben bemerkt, waren sie eben nicht dumm, aber desto fauler. Und ich glaube, sie warten darauf, daß man ihnen ihre Prüfung summa cum laude schenkt, damit die Stadt in den Besitz des Häuschens kommt.

Vielleicht spekulieren sie richtig, vielleicht auch nicht.

Warten wir also ab, wer von den beiden Parteien die borniertere ist. —

Spruch.

Man muß der Nation Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen.

Scharnhorst.

Prüfungen.

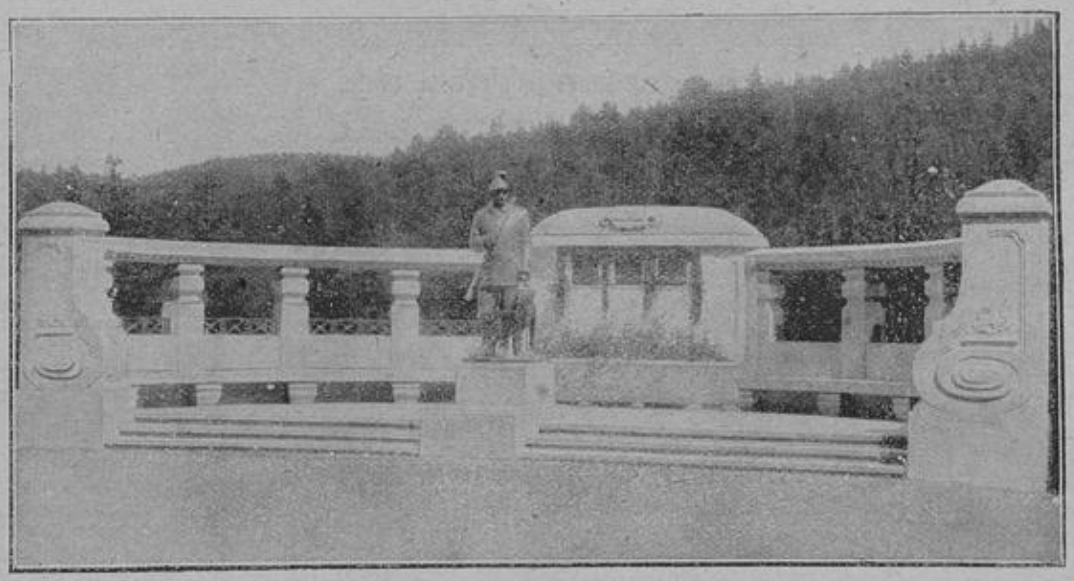
Eine russische Novelle, dem Leben nacherzählt
von Anna Huber-Cador.

(Nachdruck verboten.)

Grauer, feuchter Novembernebel lag auf der Erde und hüllte die weiten, baumlosen Ebenen des ehemaligen Königreiches Polen in undurchdringliche Wolkenschleier. Schwere, einzelne Regentropfen schlugen ab und zu an die Kupeefenster des gegen Warschau eilenden Kurierzuges, welcher einsam, gleich einer feurigen Schlange, durch die dunkle Nacht dahinbrauste. Die Grenzstation Sosnowice war bereits überstanden, die Hauptunruhe mithin vorüber, und die Reisenden hatten die angenehme Aussicht, sich wenigstens sechs Stunden eines ungestörten Schlummers zu erfreuen, ehe das rastlose Treiben der alten Piastenstadt an ihr Ohr schlagen würde. In einem Waggon zweiter Klasse, an dessen Tür mit deutlichen Lettern „dla damsi" (Kupee für Damen) zu lesen war, schritt eine noch fast kindliche Gestalt in tiefer Trauer — die einzige Insassin dieses Kupees — rastlos auf und nieder, schaute mitunter seufzend hinaus in die trübselige Finsternis, und wieder und immer wieder flüsterten ihre Lippen leise und doch wie in aufquellender Bitterkeit:

„Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter;
Grau wie der Himmel liegt vor mir die Welt."

Wie anders war es gewesen, als Nora von Lenningen diese schmerzlich-süßen Klagen des Trompeters von Säkkingen zum erstenmal vernommen, als zwar Tränen der Wehmut, des Mitgefühles in ihren großen, grauen Kinderaugen gestanden, ihr junges Herz aber noch nicht gewußt hatte, welch unsägliche Qual in dem einen kurzen Worte „Trennung" liegen könne. An der Seite ihres geliebten Vaters hatte sie in einer Loge des Theaters gesessen, strahlend vor Glück und Jugendlust, und heute, nach Verlauf von kaum sechs Wochen, fuhr sie hinaus in die fremde, kalte Welt — allein, schutzlos, verlassen, um für ihre gebeugte Mutter, für die kleine Schwester zu sorgen, um wieder lichten, hellen Sonnenschein hineinzuzaubern in das schwarze Leid der Ihren. Ja, Nora hatte Abschied nehmen müssen, nicht nur jenen herben, herzzerreißenden Abschied von dem Vater, den das Schicksal so plötzlich dem Schoße des glücklichsten Familienlebens entrissen, sondern in demselben Augenblicke, da sich seine Augen für immer schlossen, sank auch die ganze sonnige Kinderzeit Noras in das unermeßliche Meer der Vergangenheit. Das Weh dieses Lebens hatte die junge Kinderstirn geküßt, und wie mit einem Schlage war aus der lieblichen Knospe ein ernstes, bleiches Mädchen geworden, das mit bewunderungswürdiger Energie all die tausend schweren Verpflichtungen übernahm, welche der Todesengel im Gefolge hat, und dennoch Zeit fand, Worte des Trostes, der Liebe und des Glaubens in die blutende Seele der Mutter zu flüstern. Und als der Vater draußen in der kühlen Erde ruhte, als auch ein zweiter ungeahnter Gast — die Sorge — an die Tür des Trauerhauses klopfte, da faßte Nora, wenn auch mit schmerzzuckendem Herzen, den Entschluß, als Gesellschafterin ihre Fähigkeiten zu verwerten.



Ein Denkmal König Friedrich August III. in Bad Elster.

Durch Vermittelung ihres Musiklehrers war bald eine Stellung gefunden — verlockend, glänzend zwar in jeder Hinsicht, aber fern von der Heimat, im weiten russischen Reiche, und heiße Tränen hatten das Antwortschreiben dieses mutigen und doch wieder so zaghaften, jungen Mädchens begleitet.

Wie soll Nora die Trennung von der Mutter ertragen? Wie kann sie leben, ohne den süßen Liebling ihres Vaters — die kaum dreijährige Else — zu hüten und zu pflegen? Wird sie selbst überhaupt genügen? War es nicht verwegen, ihre ungeprüften, schwachen Kräfte anzubieten? Würde man sie — ein halbes Kind noch — nicht wieder heimschicken, sie verspotten oder, was noch schlimmer wäre, verletzen und beleidigen? Und angstvoll zieht die junge Reisende, gleichsam als Schutzwehr gegen dieses Heer von bangen Fragen, einen Brief aus ihrem Handkofferchen, betrachtet scheu, fast ehrfurchtsvoll, die männlich-schönen Schriftzüge und liest — sich selbst zum Troste — mit halblauter Stimme noch einmal jene wohltuenden, freundlichen Worte, die trotz der knappen Form von einem deutschen Herzen Zeugnis geben.

„Mein liebes Fräulein! Da unsere beiderseitigen Bedingungen harmonisch zu einander passen, so bitte ich Sie, am 2. November deutscher Kalenderrechnung, nachmittags 4 Uhr, von Breslau abzufahren. Mein Disponent erwartet Sie in Warschau auf dem Wiener Bahnhofe, um Sie sicher durch die Stadt hindurch nach der Petersburger Bahn zu geleiten, für Ihr Billett, Ihr Gepäck usw. zu sorgen. In Bialystock wird ein Wagen für Sie bereit stehen, der Sie in das Haus meiner Mutter führen soll. Leicht ist die Aufgabe nicht, die Sie übernehmen; doch wollen meine Frau und ich uns bemühen, Ihnen in unserem Familienkreise eine zweite Heimat zu bereiten, Sie für die Trennung von den Ihrigen wenigstens teilweise zu entschädigen.

Achtungsvoll C. A. Moszcz auf Choroszcz."

Nora fühlte sich beruhigt, und mit unbegrenztem, kindlichen Vertrauen baute sie auf diese Zeilen ein Luftschloß nach dem andern auf, bis ihre erregten Gedanken immer traumhafter wurden und schließlich gleich einer Fata Morgana in der Ferne verschwanden. Die grauen, tränenfeuchten Augen fielen zu, und bald schlummerte das arme Kind den süßen, glücklichen Schlaf der Jugend. — —

Ein dumpfer Lärm wie das Brausen eines herannahenden Sturmes ließ Nora nach einigen Stunden der Ruhe erschreckt in die Höhe fahren. Die Tür ihres Kupees wurde heftig geöffnet, und rauhe, unbekannte Töne — ein wahres Stimmengewirr — aus denen nur der eine Name „Warszawie" deutlich zu unterscheiden war, drangen in das Ohr der Reisenden. Warschau, der erste Endpunkt ihrer unendlich weiten Fahrt, war erreicht, und scheinbar gestärkt und von neuem Mute beseelt durch die kurze Rast, verließ Fräulein von Lenningen den Waggon und gelangte, dem Strome der Menschen folgend, bis an das Bufett innerhalb des Wartesaales, woselbst sie ihren Führer treffen sollte. Ein seltsames Bild für ein deutsches Mädchen, fürwahr, solch ein russischer Bahnhofssalon! Polnische Juden im Kaftan mit langen Bärten und silberweißen Locken, die häufig bis über die Schultern fallen, russische Offiziere in den fremdartigsten Uniformen, vornehme Damen in eine schwere Menge von Pelzen und Decken gehüllt, als ob sie mindestens geradeswegs nach Sibirien wanderten, alle aber scheinbar nur von dem einen Wunsche beseelt, ein Glas heißen Tees aus dem zischenden samovár (russische Teemaschine) oder einen Teller der beliebten Nationalsuppe barszcz zu erhalten.

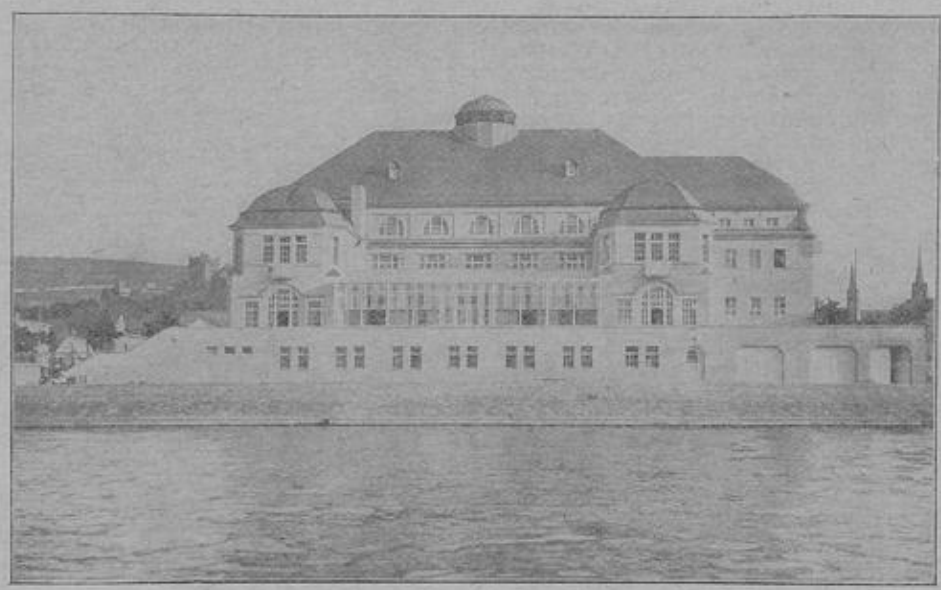
Allmählich wandelte sich Noras Staunen in Widerwillen und Abscheu; denn mit wahrem Heißhunger stürzte ein jeder dieser bunten Gesellschaft das glücklich Erbeutete hinunter, und immer weiter öffneten sich die grauen Kinderaugen, als sie gewahrten, mit welcher Gleichgültigkeit und Apathie die russischen Frauen, die sich noch eben feurig dem Genusse dahingegeben hatten, ihren Männern die Sorge und Obhut für Kinder, Gepäck und dergleichen überließen. Angstvoll zog sich das Herz des jungen Mädchens zusammen; ein tiefes, glühendes Heimweh überkam Nora, und bang durchforschte sie die Menge nach Nikolai Petrowitsch, der sie in seinen Schutz zu nehmen bestimmt war und hier ihrer harren sollte. Alles Suchen schien indessen vergebens; immer zudringlicher wurden die Blicke der Vorübergehenden, und zitternd drückte sich die zierliche Mädchengestalt, den dichten Kreppschleier vor das Gesicht gezogen, in die Ecke eines ziemlich unsauberen, schwarzen Ledersofas, um von diesem etwas versteckteren Platz aus von neuem Umschau zu halten nach jenem hohen, blonden Manne, als welcher ihr der Disponent des Herrn Moszcz geschildert worden war.

Plötzlich sprang Nora mit einem leisen Schrei empor. Denn dicht neben ihr blitzten die verschmitzten Augen eines Handelsmannes unter buschigen Brauen hervor, und eine schmutzige,

magere Hand streckte sich ihr mit bittender Geberde aus dem weiten Ärmel eines zerrissenen Kaftan entgegen, während die Lippen einige unverständliche Worte flüsterten, von denen das deutsche, des Polnischen unkundige Mädchen nur ein vernehmliches „proszepani" (Bitte, gnädige Frau, und ebenso bitte, gnädiges Fräulein) als dringende Bitte erkannte. Es schien also doch wahr, was man ihr warnend gesagt, daß es in Rußland unmöglich für eine unerfahrene Dame sei, allein, ohne männlichen Schutz zu reisen. Hunderte von seltsamen Abenteuern durchkreuzten ihr erregtes Gemüt, und ehe sie kaum gedacht, was sie zu tun im Begriffe, stand sie bereits errötend vor einer hohen, männlichen Erscheinung in russischer Generalsuniform und bat, wenn auch im reinsten, fließenden Französisch, so doch mit zitternder Stimme um freundlichen Beistand in ihrer Verlassenheit. Einen Moment lang zuckte ein häßliches Lächeln um die Lippen des Offiziers, und ein eigentümlich-phosphoreszierendes Leuchten blitzte in den dunklen Augen auf. Es war aber auch nur für die Dauer eines Augenblicks; dann verneigte sich Exzellenz Lopuloff mit ritterlicher Eleganz vor Nora von Lenningen, nannte seinen Namen und stellte sich der jungen Deutschen zur Verfügung. Mit wenigen Worten hatte diese ihre Lage geschildert, und schon nach einer kurzen Spanne Zeit saß sie schüchtern neben ihrem neuen Beschützer in einem jener einfachen russischen Wagen — einer „kibitka" und sah während der langen Fahrt durch die Stadt mit Staunen all die Pracht und Schönheit Warschaus an sich vorüberfliegen, lauschte, wie von einem wunderbaren Traum umfangen, den geistreichen Erklärungen ihres vornehmen Cicerone.

Exzellenz Lopuloff war kein schöner, aber ein interessanter Mann, zählte mindestens 40 bis 45 Jahre und stand bei seinen Kameraden in dem Rufe, mit geringen Ausnahmen der bitterste Feind des weiblichen Geschlechtes zu sein, keinen Begriff zu haben von dem Adel und der Reinheit einer Frauenseele. Größtenteils in Petersburg, in unmittelbarer Nähe des kaiserlichen Hofes lebend, als Freund des Zaren mit hineingezogen in den Strudel des geselligen Lebens, hatte Lopuloff wohl auch nur selten Gelegenheit gehabt, ein deutsches Weib als treue Gefährtin seines Gatten, als Herz eines Familienkreises zu bewundern. Desto lieblicher und anziehender erschien ihm die junge Fremde mit dem Hauch leiser Befangenheit und der scheuen, mädchenhaften Zurückhaltung, und sichtlich erfreut vernahm er Noras Reiseziel, voraussetzend, daß ein Wiedersehen mit seiner Schutzbefohlenen nicht unmöglich, da er selbst auf Choroszcz ein gern gesehener Gast war, wenn ihn seine hohe Stellung zeitweise an das elende Bialystock fesselte.

Wieder lehnte das junge Mädchen an dem Kupeefenster eines durch die russische Steppe eilenden Zuges, und wieder schaute sie umflorten Auges hinaus in das fremde Land, um dessentwillen sie die Heimat verlassen. Aber dennoch erhellte mitunter ein inniges Lächeln das feine, blasse Gesichtchen, und nicht mehr ganz so zaghaft wie vorher dachte die angehende Gesellschafterin an die vor ihr liegende Zukunft. Hatte sie doch schon einen ernsten, väterlichen Schutz gefunden, wie sie meinte, und wie lieb und gut mußte überdies die Familie sein, in die sie eintreten sollte. Wie holde Musik klang die Charakteristik, die Exzellenz Lopuloff von seinen Bekannten gegeben, und jene Worte: „Er — ein Edelmann in des Sinnes höchster Bedeutung, ein Mann, auf den man Felsen bauen könnte, sie — die Frau des Hauses — eine Perle ihres Geschlechtes, einzig in ihrer Art, hinreißend, liebenswürdig, schön wie der lichte, klare Himmel selbst" übertönten das Zischen des Dampfes, den Pfiff der Lokomotive, die Gespräche der Mitreisenden und einigten sich in der Seele Noras zu dem harmonischen Jubelakkorde: „Ich werde glücklich sein!" Nachmittags gegen 3 Uhr, als die Dämmerung in ihrem grauen Gewande bereits über die Erde huschte, war Bialystock erreicht. Eine „trojka" (russischer Wagen mit dem Dreigespann) stand bereit, und nach Zurücklegung von ungefähr zehn Werst (sieben Werst sind eine deutsche Meile) blitzten die ersten Lichter der großen Choroszczer Kordfabrik durch die immer dichter werdende Dunkelheit. Noch einige Minuten, und Nora schritt zögernd über die Schwelle ihres neuen Heims. — — — — — — — — —



Die neue Festhalle zu Bingen a. Rhein.

Das Großherzog-Ludwig-Denkmal in Bingen.

Wochen waren vergangen. Sorgsam eingehüllt in ihr weißes, winterliches Schneegewand lag die Erde — eine weite, unbegrenzte, schrankenlose Fläche, und still war es allmählich in der Natur geworden, verstummt das Leben und Treiben in den Zweigen der Bäume. In den Gängen des Choroszczer Parkes aber lustwandeln, trotz der Kälte, zwei Mädchengestalten, die eine zart und schlank, in tiefer Trauer, die andere voll und stark, ein Bild der üppigsten Gesundheit, des vollsten Lebensglückes, mit lichtblondem Haare, das in ungebändigter Fülle unter dem dunklen Pelzbarette hervorquillt. Mit dem Ausdrucke ungetrübten Frohsinns umfaßt diese ihre Gefährtin und drückt einen herzlichen Kuß auf die schwermütigen Augen, während ihre Lippen ein leises „Sie kommen schon morgen!" mit kaum verhaltener Freude flüstern.

Margarete Ernestovna fühlt sich sehr glücklich in dem Hause ihres Schwagers, ahnt dabei aber nicht, daß sie selbst die Sonne ist, die allen Licht und Wärme gibt, daß von ihr Ströme der Heiterkeit, des sprudelnden Übermutes ausgehen und sich ihrer ganzen Umgebung mitteilen. Ihre kleinen Hände verstehen nicht nur die Zügel ihres Araberhengstes fest und elegant zu halten, sondern ebenso sicher und geschickt die Ruder des Haushaltes zu führen, und schon zu früher Morgenstunde hört man das Klappen ihrer zierlichen, roten Saffianpantöffelchen durch die weiten Räume des Palais erschallen und den Klang ihrer kräftigen Altstimme in knappem Kommandoton. Trotzdem schlägt ein warmes Herz in diesem energischen Mädchen und von dem Augenblicke ihrer Ankunft an fühlte Margarete Ernestovna für die schüchterne Gesellschafterin der Schwiegermutter ihrer Schwester eine fast mütterliche Liebe.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Bilder.

Die Frithjofstatue, das Geschenk des Deutschen Kaisers für Norwegen. Die gewaltige Plastik, die der Deutsche Kaiser anläßlich seiner 25. Nordlandreise im Monat Juli den Norwegern, an deren Küste er so gern weilt, zum Geschenk machen will, ist jetzt aus Bronze gegossen und fertiggestellt worden. Es ist eine ungeheure Bronzestatue, die eine Höhe von 12 m hat und zu den größten Gußwerken gehört, die jemals als Bildguß ausgeführt worden sind. Der Bildhauer Prof. Max Unger hat drei Jahre lang an dem Werk gearbeitet.

Frau Bullock-Workman,
die kühne Bergsteigerin, die acht Himalaya-Expeditionen unternommen hat.

Ein Denkmal König Friedrich August III. in Bad Elster. In Bad Elster fand dieser Tage in Gegenwart des Prinzen und der Prinzessin Johann Georg die feierliche Enthüllung eines Denkmals König Friedrich August III. von Sachsen statt. Das Denkmal stellt den König als Jäger dar und ist eine Schöpfung des Dresdener Bildhauers Ullrich.

Die neue Festhalle zu Bingen am Rhein und das Großherzog-Ludwig-Denkmal. Wie Hannover und Leipzig hat auch die schöne Rheinstadt Bingen ein weit über den Rahmen lokalgeschichtlicher Ereignisse hinausragendes Doppelfest erlebt. Am Fuße der Stadt, am Rheinufer, in herrlicher Lage, ist mit einem Kostenaufwand von nahezu einer Million Mark eine Festhalle errichtet worden, durch die, was bis jetzt in Bingen nicht möglich war, eine Gastlichkeit größten Stils geübt werden kann. Nicht allein das Gesellschaftsleben wird dadurch einen neuen, an Aussichten für moderne künstlerische Anregung reichen Mittelpunkt erhalten; auch der Fremdenverkehr, der alljährlich noch immer zahlreiche begeisterte Scharen deutscher Menschen nach dem Rhein und zum Niederwald führt, wird seinen Vorteil davon haben. Allen großen patriotischen Verbänden, Vereinen und Kongressen, die mit Vorliebe ihre Tagungen an den Rhein verlegen, bietet die Halle einen idealen Sammel- und Versammlungsort. Der Blick von der Festhallen-Terrasse über den Rhein nach Rüdesheim hinüber, hinauf zum Niederwalddenkmal und über Burg Ehrenfels und weiter über den mitten im Strombett liegenden Mäuseturm zur Elisenhöhe über Bingerbrück, auf der sich dereinst das Bismarck-National-Denkmal erheben wird, ist einzig und unvergeßlich. Und gegen den allzu dreisten rheinischen „Wisperwind", der aus dem Binger Loch herüberweht und leicht der glühenden, durch Wein und Lied entfachten Begeisterung gefährlich werden kann, ist eine wundervolle, dichtgeschlossene Glasveranda eingebaut. Für Versammlungszwecke und Festlichkeiten ist außer dem Hauptsaal noch ein kleinerer Festsaal vorhanden. Eine Probeleistung, die sich sehen lassen konnte, hat die Festhallenbewirtschaftung bereits gelegentlich der Einweihungsfeierlichkeit am 21. Juni geboten. Das Hauptverdienst um die Förderung und Durchführung des Festhallengedankens gebührt dem Geheimen Kommerzienrat Woog in Berlin; dank einer glänzenden Organisierungskunst ist der Bau in nicht mehr als zehn Monaten zustande gekommen, wobei zu berücksichtigen ist, daß in dem verhältnismäßig schwierigen Baugrund am Rheinufer erst noch durch ein System von Betonpfählen eine massive Unterlage zu schaffen war. — In noch höherem Grade von einem patriotisch-kunstsinnigen Gedanken getragen ist die Errichtung des Großherzog-Ludwig-Denkmals in Bingen, das der Geh. Kommerzienrat Woog, ein geborener Bingener, gleichfalls seiner Vaterstadt gestiftet hat. Es zeigt den Führer der bei Gravelotte ausgezeichneten hessischen Infanteriedivision, Großherzog Ludwig IV von Hessen, den Vater des regierenden Großherzogs und der Zarin, in Artillerieuniform in schlichter, soldatischer Haltung. Das Denkmal, ein Werk des Berliner Bildhauers Hans Dammann, fand in unmittelbarer Nähe der Festhalle, den Rheinanlagen gegenüber, dem Rheine selbst aber in Seitenansicht zugekehrt, seine Aufstellung.

Der erste weibliche Senator in Amerika.
Frau Helen Ring Robinson ist für die neue Legislaturperiode im Staate Colorado zur Senatorin gewählt worden. Frau Robinson ist der erste weibliche und einzige Senator in Amerika.

Henri Rochefort †. Henri Rochefort ist in Aix-les-Bains gestorben. Victor Henri Marquis de Rochefort-Lucay war einer der schärfsten und geistreichsten Schriftsteller, die Frankreich jemals gehabt hat; zum Sturz des zweiten Kaiserreichs hat er nicht wenig beigetragen, aber mit der Republik, die dem Kaiserreich folgte, hat er nichts anzufangen gewußt. Er war am 30. Januar 1830 in Paris geboren, studierte zuerst Medizin und wandte sich dann der Journalistik zu. Er war Mitarbeiter mehrerer Blätter und gründete 1868 ein eigenes Wochenblatt „La Lanterne", in der er das Kaiserreich, die kaiserliche Familie, die Regierung, den Senat usw. in schärfster und zugleich witzigster Weise angriff. Das Erscheinen einer Nummer der „Lanterne" wurde allmählich eine Sensation, nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa. Er erhielt zuerst Geld- und dann Gefängnisstrafen, denen er nach Belgien entwich. Im Jahre 1869 wurde er in den Gesetzgebenden Körper gewählt, so daß er nach Paris zurückkehren durfte. Jetzt gründete er ein Tagesblatt, die „Marseillaise", in der er den Kampf gegen das Kaiserreich fortsetzte. Als er nach der Tötung Victor Noirs durch den Prinzen Peter Bonaparte das Volk förmlich zum Aufstand aufgefordert hatte, wurde er verhaftet und zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt. Der Sturz des Kaiserreichs und die Ausrufung der Republik gab ihm die Freiheit und machte ihn als Minister ohne Portefeuille zum Mitglied der Regierung der Nationalverteidigung. Er schloß sich dann der Kommune an; als er deren Ende herankommen sah, floh er aus Paris, wurde aber in Meaux von den Preußen angehalten und an die Versailler Regierung ausgeliefert. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zur Deportation nach Numea; auf dem Wege dorthin entfloh er auf ein englisches Schiff, ging nach London und dann nach Genf, wo er wieder eine „Lanterne" herausgab, die aber ihre Vorgängerin an Witz und Scharfsinn lange nicht erreichte, da ihr das geeignete Objekt, das Kaiserreich, fehlte. Nach der Amnestie von 1880 kehrte er nach Paris zurück und gründete den „Intransigeant", in dem er jetzt Gambetta, die Opportunisten, die Kolonialpolitik und überhaupt jede republikanische Regierung bekämpfte. In die Kammer gewählt, schloß er sich der äußersten Linken an, legte aber bald sein Mandat nieder und wurde ein entschiedener Anhänger Boulangers. Mit Boulanger und Dillon wurde er des Hochverrats angeklagt und vom Senat am 14. August 1889 zu Gefängnis verurteilt; er konnte aber rechtzeitig nach London entfliehen. Mit der Amnestie, die beim Regierungsantritt des Präsidenten Faure im Jahre 1895 erlassen wurde, konnte er nach Paris zurückkehren. Seither ist er in der Literatur und Presse Frankreichs ziemlich verschollen; man nahm von seinen Schimpfartikeln höchstens Notiz, um die Achseln zu zucken. Aber viele aufrichtige Republikaner haben es schmerzlich bedauert, daß dieser reiche Geist sich für sein Vaterland nicht nützlicher hat machen können.

Henri Rochefort †.

Spruch.

Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt
Des Glückes schöne Götterpflanze auf.
Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschar sich
Des Schicksals harten Boden öffnen, soll
Des Glückes Erntetag sich selbst bereiten
Und Taten in die offnen Furchen streun.
Er soll mit etwas den Genuß erkaufen,
Wär's auch mit des Genusses Sehnsucht nur.

Ernst und Scherz.

Sprüche.

Die Natur antwortet nicht auf die Klagen und Fragen des Menschen; sie schleudert unerbittlich ihn auf sich selbst zurück.

*

Man soll die Welt nicht belachen, nicht beweinen, sondern begreifen.

Das sinkende Meer. Alle Höhen werden über dem Meeresspiegel angegeben, aber es ist außerordentlich schwer, den mittleren Stand des Meeres selbst zu bestimmen, da es in unablässiger Bewegung ist. Die Brandung kommt dabei weniger in Betracht, da sie in schmale Buchten nicht eindringt, aber Ebbe und Flut machen sich überall bemerkbar, sogar weit hinauf in den Flußläufen. Daher kommt es auch, daß man erst jetzt allmählich zu zuverlässigen Feststellungen über die Schwankungen des Meeresspiegels gelangt. Es scheint, daß die Menschheit von diesen Beobachtungen noch große Überraschungen zu erwarten hat. Eine Reihe von Urkunden der Vorzeit lehrt, daß sich die Grenze zwischen Festland und Meer im Lauf der Erdgeschichte oftmals in großartigstem Maßstab verschoben hat. Diese Bewegungen haben sich aber sicher erst in langen Zeiträumen vollzogen, so daß auf das einzelne Jahr nur ganz geringe Änderungen entfallen. Die modernen Messungen sind aber imstande, auch ihrer habhaft zu werden, und die Beaufsichtigung des Meeresspiegels gehört jetzt zu den vornehmsten Aufgaben der Wissenschaft. In zwei weit von einander entfernten Ländern sind diese Arbeiten bereits zu bestimmten Ergebnissen gelangt, im Mittelmeergebiet Italiens und Österreichs und besonders in Japan. Während des letzten Jahrzehnts ist an 17 Stellen der österreichischen und italienischen Küste ein Fallen des Meeresspiegels ermittelt worden, es ist aber keineswegs gleichmäßig. Bei Pola und Ancona beträgt es 10,5 Millimeter im Jahr, in Messina und Neapel 4—5 und in Palermo unter 2 Millimeter. Im Jahre 1908 scheint der Meeresstand ein Minimum erreicht zu haben, das vielleicht mit dem großen Erdbeben von Messina im ursächlichen Zusammenhang gestanden hat. Noch sonderbarer sind die Ergebnisse der Beobachtungen in Japan, über die der bekannte Erdbebenforscher Professor Omori im Bulletin des japanischen Erdbebenforschungsausschusses berichtet hat. An einem Teil der Ostküste von Nippon und Sikoku ist das Meer gestiegen, ebenso in einem kleinen Küstengebiet auf der Westseite von Kiusiu und auf der Ostseite von Jeso, sonst aber an allen japanischen Inselküsten gefallen. Die Schwankungen sind viel zu groß, um durch Änderungen des Luftdrucks oder durch Windwirkung erklärt zu werden. In Ajakama an der Ostküste des nördlichen Nippon ist das Meer um fast 23 Millimeter jährlich gefallen, an der Westküste derselben Insel um 4—5 Millimeter, während es an der Ostküste um 5—6 Millimeter gestiegen ist. Ob auch diese Schwankungen mit dem in Japan häufigen Erdbeben in Beziehung zu setzen sind, ist noch nicht sicher.

Tollkühne Kletterpartien in der Sächsischen Schweiz.

Hilfsarbeiterinnen im Gewerbeaufsichtsdienst. Die Städte Reichenbach, Erfurt, Bielefeld und Krefeld haben neue Hilfsarbeiterinnen im Gewerbeaufsichtsdienst eingestellt. Im ganzen wirken 40 Frauen in der Gewerbeaufsicht in Deutschland, und zwar in staatlicher Stellung mit Beamtenqualität. Sie finden Verwendung als Assistentinnen, Assessorinnen, Inspektorinnen usw. Die Gehälter schwanken von 1800 bis 4200 Mark, in Baden wird in einem Falle ein Höchstgehalt von 5000 Mark erreicht.

Leichtsinn. „. . . Aber liebe Frau, da hört sich doch alles auf, wie Du mit dem Gelde herumwirfst! Hast die Modistin bezahlt — und es ist noch nicht einmal ein Mahnbrief von ihr da!"

Empfindlich. Frau: „. . . Und Du hast den Schreiber wegen dieser kolossalen Dummheit nicht sofort entlassen?" Mann (nachsichtig): „Gott, jeder Mensch hat schon eine Dummheit in seinem Leben gemacht . . . auch ich!" Frau (pikiert): „Was willst Du damit sagen?"

Abfuhr. Wirt (sich zudringlich in das Gespräch zweier Gäste mischend): „Ja, ja, meine Herren, die Kunst ist tief gesunken." Maler: „Stimmt! Bis in Ihren Weinkeller!"

Standeserhöhung. Grete: „Was ist eigentlich Dein Zukünftiger, Jette?" Jette: „Kaiserlich deutscher Briefbotschafter!"

Einzige Ausnahme. „Gestern ist das ganze Dorf Maierhausen abgebrannt." — „Das ist ja schrecklich! Waren denn die armen Leute versichert?" — „Ja, alle — bis auf den Versicherungsagenten!"

Gewonnenes Vertrauen. Hausfrau: „Die Geschäftsleute in dieser Gegend sind kolossal mißtrauisch und vorsichtig. Als wir hierher zogen, wollte uns der Schlächter zum Beispiel nicht für einen Pfennig Kredit einräumen, bis er so allmählich einsah, daß er es mit reellen Leuten zu tun hatte . . . Jetzt sind wir ihm schon über zweihundert Mark schuldig."

Rätsel.

Frei und ledig — kann es dich erschrecken,
Angebunden Sorge dir erwecken,
Aufgebunden ärgert's beim Entdecken.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Handgemein.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.)
Verantw. Redakteur T. Kellen, Bredeney (Ruhr). Gedruckt und herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).